



Nr. 132.

Samstag, den 9. Juni 1906.

21. Jahrgang.

Senta Wolfsburg.

Roman von Elsbeth Borchart.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Drittes Kapitel.

Als Senta am nächsten Morgen erwachte, schien die Sonne hell und freundlich in ihr Zimmer; denn sie hatten vergessen, die Jalousien herabzulassen.

Senta bläute sich, vom Schlaf noch verstört, um und wie Enttäuschung glitt es über ihre Züge.

Da trat Brigitte ein.

„Guten Morgen, Herzblatt, was hat dir geträumt?“

Senta sah sie mit heißen, verträumten Augen an.

„Ach — war daheim, Brigitte.“

„Ach, wie schön — doch nun, schnell auf, Mädchen, die Sonne scheint so verlockend und über Nacht ist es wahrhaft und wirklich Frühling geworden. Wir wollen in den Park und an den See, an dem wir gestern vorbeifahren gehen.“

„Ja, ja, beeilen wir uns“, antwortete Senta und sprang auf. Sie küßte Brigittes Wicht sie abzulenken wohl heraus und erkannte, daß es das Beste war.

Nach kurzer Zeit sahen beide am Kaffeetisch. Das Mädchen, das den Kaffee gebracht hatte, meinte zu Brigitte ganz vertraulich, daß heute nur eine Ausnahme gemacht würde. Von morgen ab müßte die gnädige Komtesse mit dem gnädigen Fräulein unten im Speisezimmer frühstücken.

Senta, die im Nebenzimmer am Fenster stand, hatte es gehört und gleichmütig aufgenommen. Das war ja voranzusehen. Heute wollte sie darum die gemütliche Kaffeestunde in Brigittes Gesellschaft noch auskosten.

Mit jugendlich gesundem Appetit ließ sie sich den Kaffee und die frischen Brötchen schmecken und plauderte unterdes mit Brigitte über die gestrigen Reiseerlebnisse und den großen Sturm, den sie auf hoher See gehabt hatten.

Ein Klopfen an die Tür machte diesem Gespräch ein Ende. Auf Sentas „Herein“ wurde die Tür geöffnet und ein altes graubärtiges Dienergeficht, dem halb der dazu gehörige Körper folgte, schob sich herein.

„Der Herr Graf lassen die Komtesse um ihren Besuch bitten.“

Senta sprang mit einem Ruck empor, strich ihr schwarzes Kleid glatt und reichte Brigitte die Hand.

„Mein Himmel, Sentchen, deine Hand ist ja kalt wie Eis.“

Senta lachte auf, nickte der Alten zu und folgte dem Diener.

„Gnädige Komtesse brauchen keine Bänge zu haben. Unser gnädiger Herr sind wohl manchmal ein wenig kurz angebunden und scharf, aber, im Grunde genommen, meinen Sie es nicht böse. Der alte Gottlieb kennt seinen Herrn.“

Ertaunt sah Senta auf. Wachte der Diener von dem Kampfe, dem sie entgegenging, oder hatte ihn nur ein feiner Instinkt geleitet? Das treuerzige Gesicht des Alten härmte sie ordentlich an, es kam ihr lieb und vertraut vor.

Warum sollte ich Bänge haben, Gottlieb? Wir Wolfsburger fürchten nichts und niemand auf der Welt.“

„Ah, so stolz sprach auch der selige Herr Vater.“

„Sie kannten meinen Vater?“

„Und ob ich ihn kannte! Ich habe ihn ja noch, als er ein kleiner Junger war, auf den Armen getragen, bin später mit ihm fischen und jagen gegangen. Ein lieber, lustiger Herr war es, und singen konnte er — die Vögel schwiegen im Walde, wenn er ansetzte. Und — nun steht sein Kind vor mir — Komteschen, nichts für ungut einem alten Diener, der seine Herrschaft lieb hat — erzählen Sie mir einmal von dem Junger — wollte sagen von dem seligen Herrn Grafen.“

Senta kamen Tränen in die Augen. Der erste Mensch, der auf der Wolfsburg nach ihrem Vater fragte, der Teilnahme für sie empfand.

„Herzlich gern, Gottlieb, so viel Sie wollen.“

„Dank — tausend Dank. — Doch hier ist die Tür nach des Herrn Grafen Zimmer — treten Sie frisch und frant ein.“

Der alte Gottlieb öffnete die Tür, ließ Senta eintreten und schloß sie wieder.

Senta besaß sich in einem großen, reich und bequem ausgestatteten Herrenzimmer. Die Geweihe an den Wänden, so wie allerhand andere Jagdgeräte und Trophäen verrieten, daß der Besitzer ein Nimrod war.

Graf Maximilian erhob sich von seinem Stuhl am Schreibtisch und ging seiner Nichte einige Schritte entgegen.

„Guten Morgen, Senta.“

„Guten Morgen — Onkel Maximilian.“

Er nahm ihre Hand und führte sie zu einem Sessel, der an seinem Schreibtisch seinem Stuhl gegenüberstand.

„Ich habe dich um deinen Besuch bitten lassen“, nahm er, nachdem sie sich gesetzt hatten, das Wort, „um dich mit den Verhältnissen der Wolfsburg resp. mit deinen eigenen vertraut zu machen. Apropos — wie hast du geschlafen?“

„Danke — ich schlief gut.“

„Das freut mich; so wirst du die Strapazen der langen Reise überwunden haben.“

Er hob jetzt den Blick von der Zigarre, die er in den Händen gedreht hatte, zu dem jungen Mädchen, dessen feines Gesicht mit den dunklen Augen heute bei Tageslicht doppelt anziehend, rosig und frisch aussah.

„Wie dir meine Überraschung gestern verriet, erwartete ich ein Kind in dir“, fuhr er nach sekundenlanger Pause fort. „Du wirst diese irrtümliche Annahme begreiflich finden, denn du weißt, daß dein Vater in keinem Verkehr mit seiner Familie stand, wir also nichts näheres von seinen Familienverhältnissen wußten. — Allerdings befindet sich, wie ich jetzt bemerkt habe, der Trauschein deines Vaters, sowie dein Tauf- und Konfirmationschein unter den Papieren, die mir mit dem Testament gesandt wurden; sie waren mit anderen Papieren und Briefen, unter denen ich sie nicht vermutete, zusammengepackt. — Die Vorbereitungen, die ich zu deiner Ankunft und Aufnahme traf, galten, wie gesagt, dem Kinde, doch erfährt die Hausordnung trotz des Irrtums keinerlei Aenderung. Die Dame, die ich zur Repräsentantin meines Schlosses so wie so engagieren mußte, kann auch deine Lehrerin und Erzieherin werden. Die

wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung eines 16jährigen jungen Mädchens kann noch nicht so vollendet sein, daß sie keiner Nachhilfe mehr bedürfte. Das Nähere überlasse ich selbstverständlich Fräulein von Rupert und ihrer langjährigen Erfahrung; sie soll dir nicht allein Gesellschafterin, sondern Respektsperson, deren Anordnungen du dich zu fügen hast, sein; im übrigen lege ich dir keinen Zwang auf. Lebe deinen Neigungen und kleinen in unserem Stande erlaubten Zerstreuungen."

Schweigend und innerlich bebend hatte Senta diese klaren, knappen Bestimmungen, die nichts von einer tieferen Teilnahme verrieten, sondern ihr nur in kalten Worten ihre Pflichten vorhielten, angehört.

"Wie lange — soll ich — auf der Wolfsburg bleiben?" preßte sie endlich mühsam hervor.

Der Graf sah seine Nichte verwundert an.

"Ich verstand dich nicht, mein Kind, — was meinst du damit?"

"Ich — meine, wann ich nach Berlin zurück darf?"

"Nach Berlin? — Du sprichst mir noch immer in Rätseln. Die Wolfsburg soll dir von jetzt an doch Heimat sein."

"Ja — was soll denn aber aus meinen Studien werden? Hier kann ich sie doch nicht fortsetzen."

"Von welchen Studien sprichst du?"

"Von meinen Gesangstudien."

"Ach — so." Er sagte das ruhig und gleichmütig, als überraschte es ihn nicht und als wäre er auf Ähnliches vorbereitet. "Ich lege, wie schon einmal gesagt, deinen Passionen kein Hindernis entgegen. Du kannst hier ebenfalls musizieren, wenn es mit Mäßen geschieht."

Ein Juden durchlief ihren Körper.

"Das wäre etwas Halbes und brächte mich meinem Ziel nicht näher, denn — ich habe die Musik zu meinem Beruf erwählt."

"Zum Beruf — haha — jede Frau will heutzutage einen sogenannten Beruf haben. Ich erkenne dieses Bestreben gewisser Volksklassen an, obgleich ich nicht zu den Freunden der Frauenbewegung gehöre. Doch — eine Gräfin Wolfsburg, mein liebes Kind, hat keinen anderen Beruf, als ihrem Stande gemäß zu leben, ihr Wahlspruch 'Noblesse oblige' nach zu handeln. Eine hohe Aufgabe, ein schöner Beruf ist es: wohl aber der Frau, die ihn ganz erfüllen kann."

"Ich bin aber keine Gräfin und will keine Gräfin sein."

Der Graf sah seine Nichte mit eigentümlichem Blick an.

"Das klingt wie der Trost eines Kindes — was willst du denn sonst sein?"

"Opernsängerin."

"Ah!"

Trotz seiner bis hierher bewahrten ruhigen Selbstbeherrschung erschien jetzt eine Unmuthsalbe auf seiner Stirn.

"Du willst also zur Bühne gehen, wenn ich recht verstehe. Dies Verlangen setzt mich nicht so sehr in Erstaunen, da ihr jungen Mädchen auch, wenn ihr ein wenig Stimme besitzt, so gleich zu etwas höherem berufen, eine zweite Patti oder Billy Lehmann zu werden glaubt. Die dornenvolle Laufbahn, die solchem Ruhme vorangeht, ist euch fremd, oder ihr denkt in eurer jugendlichen Begeisterung nicht daran."

"Meine Eltern waren stets glücklich in ihrer Kunst", schaltete Senta ein.

"Sie werden dir, dem Kinde, die Schattenseiten verborgen haben. Wäre dein Vater mit deinen Wünschen einverstanden gewesen, hätte er dich mir nicht anvertraut, denn er kannte meine Ansichten und Meinungen und wußte, daß ich sie nicht von heute auf morgen ändere."

"Und — doch war es meines Vaters Wunsch; ich begreife ihn zum erstenmale nicht", erwiderte Senta mit schmerzlich bewegter Stimme.

"Später kommt dir vielleicht das Verständnis dafür. Ich — gebe meine Zustimmung zu solcher Extravaganz jedenfalls nicht; ich würde unseren Stamm dadurch beslecken, wenn ich duldet, daß ein Glied desselben sich öffentlich zur Schau stelle."

"Mein Vater tat dasselbe", rief Senta freideblich geworden.

"Ja, und deshalb blieb ihm die Wolfsburg verschlossen."

"Weil ihr ihn mit kalten, lieblosen Herzen daraus vertrieben habt."

Sie rief es vor Leidenschaft bebend.

Graf Maximilian zuckte leicht zusammen, und auf seiner Stirn standen helle Schweißtropfen.

"Dein Vater verbannte sich selbst. Er war mündig und ging. Dich aber, das unmündige Kind, werde ich halten. Die letzte Wolfsburgerin soll sich nicht zum Schaustück für den Pöbel machen."

"So — willst du mein Lebensglück deinen starren Standesvorurteilen opfern?"

Maximilian runzelte die Stirn; mit seiner Geduld schien es ein Ende zu haben. "Eine Kritik oder ein Urtheil über meine Ansichten und Handlungen gestatte ich dir niemals. Auch merke dir das", erwiderte er streng. "Im übrigen will ich dich nur davor bewahren, in deiner Unerfahrenheit einen un rechten Weg zu gehen. Du sollst das traurige Loos, heimatlos, nicht mit deinem Vater teilen."

"Soll denn hier an dem Ort meine Heimat sein?"

"Die Wolfsburg ist deines Vaters Geburtshaus und Heimat gewesen. Schon aus Pietät müßte sie dir teuer sein."

"Ich denke nur daran, daß sie ihn grausam aus ihren Mauern vertrieb. Darum frage ich nichts nach ihr — in der Kunst allein ist meine Heimat."

"Genug — kein Wort weiter." Graf Maximilian hob abwehrend die Hand, er war blaß geworden, und seine Blicke ruhten zürnend auf dem jungen, kühnen Mädchen, das es wagte, ihm in schöner Udanbarkeit seine Großmut vor die Füße zu werfen. "Ich rechle nicht mit Kindern; du kennst meine Ansichten und Wünsche jetzt und wirst gut tun, dich danach zu richten, so lange ich dein Vormund das Recht habe über dich zu bestimmen. Was später, wenn du majorann bist, unternehmen willst, dafür trifft mich keine Verantwortung."

Er war aufgestanden, und auch Senta hatte sich erhoben. Die Hände in einander gekrampft, stand sie da, ohne noch ein Wort zu erwidern. Sie sah jetzt ein, daß sie diesem Manne gegenüber von vornherein verlorenes Spiel hatte, daß aller Kampf und alle Mühe vergeblich waren. Der Satz in seinen eingeleisteten Vorurteilen fest und würde sich um ihre Willen nicht opfern.

"Hast du Fräulein von Rupert schon begrüßt?" fragte er ablenkend.

"Nein!"

"So bitte ich dich, es sogleich zu tun und diese der Dame schulbige Rücksicht nie zu versäumen."

"So kann ich jetzt gehen?"

"Ja — Senta."

Er schritt mit ihr dem Ausgang zu. Vor der Thür blieb er zögernd stehen und machte eine Bewegung, als wollte er ihr die Hand reichen. Doch es blieb dabei. Die Hand ersaßte nur den Drücker — die Thür ging auf. Er neigte leicht den Kopf — Senta tat ein gleiches — dann eilte sie hinaus, und die Thür fiel hinter ihr ins Schloß.

In einer Stimmung, die ein Gemisch von Enttäuschung, Kummer, Gedemüthigsein, Trost und Groll war, betrat sie das Zimmer der Erzieherin, wohin Gottlieb sie auf ihren Wunsch geführt hatte.

"Guten Morgen", sagte sie kurz.

"Ah — guten Morgen, meine liebe Komtesse."

Fräulein von Rupert erhob sich von ihrem Plaze und ging mit ausgestreckten Händen und lächelndem Lächeln, ohne dabei ihrer Würde Abbruch zu tun, auf Senta zu.

"Das ist lieb von Ihnen, daß Sie zu mir kommen — doch — Sie sehen ja ganz verstimmt aus — was ist Ihnen denn begegnet?"

Bei diesen Worten hatte sie Senta an das Fenster geführt und betrachtete sie prüfend. "Haben Sie nach der langen Reise etwa schlecht geschlafen?"

"Nein, danke, ich schlief gut", antwortete Senta, die von der Frage sowie von der ganzen Art und eingehenden Musterung der Dame un sympathisch berührt wurde.

"Aber liebe Komtesse, dann macht man doch nicht schon am Morgen ein Gesicht wie zehn Tage Regenwetter."

"Ich bitte Sie, mich nicht mehr Komtesse zu nennen, ich bin einfach Senta Wolfsburg."

"Ah", machte Fräulein von Rupert erstaunt, und in ihren kleinen stechenden Augen bligte es triumphierend auf. "Wenn Sie mir gestatten, Sie künftighin vertraulich mit Senta anzureden, so ist mir das eine ganz besondere Freude. In Gegenwart anderer jedoch, wie zum Beispiel in der des Herrn Grafen oder der Dienerschaft, muß es bei der Komtesse bleiben."

"Warum? Ich sehe den Grund nicht ein."

Fräulein von Rupert legte die feine, beringte Hand auf die Schulter des jungen Mädchens, während ein hochmütig spöttisches Lächeln ihre Lippen kränzelte.

"Meine liebe Senta, ich glaube, Sie werden anfangs von manchem den Grund nicht einsehen. Vertrauen Sie sich nur ruhig meiner Führung an. Sie werden dann selbst nach und nach dahinterkommen, was man seinem Stande schuldig ist."

Eine flammende Röthe ergoß sich in Sentas Wangen; sie war sich selbst nicht ganz klar, was die Veranlassung dazu gab. Es war ihr nur, als wenn jemand ihren Kopf genommen und so tief geduckt hätte, daß sie ihn nicht mehr erheben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Welch ein herrliches Gefühl,
Einem das Leben zu verbittern.
Wüthet ihr, was eine Cränne ist,
Ihr würdet zittern.

K. Immermann.

Erwischt.

Kriminal-Novellette von Paul Georg Thaler.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Wenn Sie wünschen, Herr, so sind diese beiden Gentlemen wohl dazu bereit. Oder nicht, Ihr da?“

„Warum nicht?“ gab Dickson zurück. „So oder so, wenn ich nur Geld verdiene.“

Der Pakt wurde geschlossen. Dann ging der Fremde in einen nothdürftig möblirten Nebenraum, um einige Stunden zu ruhen. Der Wirt und Posthalter aber besprach sich mit den beiden, wie die Post und die Fremden — die junge Dame fuhr ja auch mit — am besten zu schützen seien.

Die Dame war nicht wenig erstaunt, als nachmittags um vier Uhr sich ein junger Herr ihr als Reisegefährte zugesellte, der zu ihrem gemeinschaftlichen Schutze einige zuverlässige starke Männer mitbrachte. Ihr Kneiferes war ja gerade nicht vertrauenerweckend, aber eine rauhe Schale verbirgt oft einen guten Kern.

Der Fremde war ebenfalls angenehm überrascht, solche Partnerin zu haben.

„Wenn es irgend ein günstiges Omen gibt, so sehe ich dieses als solches an, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er galant.

Die Dame erröthete leicht. „Dies ist wohl ganz auf meiner Seite, mein Herr,“ wehrte sie ab.

Vorsichtig hob er die Dame in den Wagen. Die beiden, die mit in demselben Wagen Platz nahmen, bemüht sich eifrig, ihren Schützlingen die beste Meinung beizubringen.

Die Fahrt war meist eintönig, da sie durch ödes, hügeliges Prärieeland führte. Dazu die Hitze. Erst gegen Abend wurde die Gegend etwas lebhafter, wilder, romantischer. Auch wurde es nach der kurzen Dämmerung angenehm kühl.

„Ich denke, wir schlafen ein wenig, mein Fräulein,“ wandte sich der Fremde an die Dame, und schon entsfaltete er die Reisebede, um sie sorgsam zu bedecken. Dann lehnte er sich selbst gemächlich zurück, die Hände in die weiten Taschen seines Mantels gesteckt, den er vorher angezogen. Die beiden schienen auch zu schlafen.

Bei dem Rütteln des Wagens war es kein Wunder, daß der Schlaf kein allzu fester war, wenigstens machten die beiden Reisenden oft die Augen auf und sahen sich gegenseitig kurz, blinzelnd an.

Der Mond war inzwischen aufgegangen. Die Laterne im Wagen brannte unruhig, flackernd. Die Gegend war jetzt besonders wild, mit kurzem Gebüsch bewachsen. Die letzte Haltestelle lag schon weit zurück.

Eben wurde der junge Mann durch ein heftiges Rütteln wieder aufgeschreckt. Sein Blick suchte den seiner Gefährtin, und hätte dieser Blick reden können, dann würde er gesagt haben: „Jetzt!“ Aber die Dame verstand ihn auch ohne Laut, und schnell wie ein Gedanke stürzten sich beide auf die anscheinend schlummernden Beschützer. Der feine Elegant hatte sich Dickson ausersuchen. Mit einem gewaltigen Faustschlag auf die Nase streckte er ihn zu Boden. Nur ein kurzer Wehlaut entrang sich dem Opfer dieses Angriffs.

„Der Schlag war gut, Harries,“ rief die Dame lachend, die ihrem Opfer mit gespanntem Revolver gegenüberstand.

„Das ist so meine Art,“ sagte Harries lachend. „Ich mache nur gute Arbeit. Der Kerl tut mir ja leid, aber besser ist besser. — Hände hoch!“ donnerte er den anderen, verblüfft Dreinschauenden an. Mechanisch folgte der. Mit einem festen, schmalen Riemen band ihn Harries kunstgerecht. Auch die Füße. Dann untersuchte er ihn sorgsam und nahm ihm alles ab, was zu einer Beschützerrolle eigentlich nicht zu entbehren ist, Revolver, Messer und einen festen Strid. „Ah! gut!“ rief Harries, „den können wir morgen brauchen.“ Dann warf er den Gefesselten wie einen Sack in die Ecke des Wagens und führte an Dickson dasselbe aus.

„So,“ sagte er aufatmend, „die halbe Arbeit ist getan. Das hat gut gegangen. Wollen uns jetzt mal 'ne Zigarre ansteden. Hier, Willner, wir haben's verdient.“

Dankend nahm die mit Willner angesehene Dame die Zigarre an.

„Sie verstehen wirklich Ihr Geschäft, Harries,“ sagte Willner lachend.

„Dasselbe Kompliment mache ich Ihnen. Sie haben gut vorgearbeitet, sonst hätte es nicht so geklappt. Ich sage ja, es geht nichts fehl, wenn man so Hand in Hand arbeitet.“

„Ob der dritte auch kommt?“ fragte Willner zweifelnd.

„Sicher, der Haupttrüber kommt noch. Der muß doch den Ueberfall von außen in Szene setzen, glaubt aber sicher, wir lägen schon geblüdet im Postwagen. Wer nun still!“

Der Wagen fuhr im selben Tempo weiter. Das Rollen der Räder über den steinigten Boden und der Hufschlag der Rosse hatte all das Geräusch, das im Innern des Wagens entstanden war, überdünnt.

Plötzlich tönte von draußen ein scharfer, peitschenähnlicher Knall, dem ein knatterndes Echo folgte. Dann der Schlag der Peitsche, der laute Zuruf des Kosselensers.

„Der macht seine Sache gut,“ sagte Harries gemüthlich. Die Zigarre hatte er fallen lassen, den Revolver aber dafür fest umfaßt. Da fiel draußen wieder ein Schuß, dem ein lautes Halt folgte. Noch einen Augenblick fuhr der Wagen weiter, dann standen die Pferde keuchend und zitternd still. Harries riß sofort den Wagenschlag auf, den Revolver in der Linken.

„Na,“ rief draußen jemand, „glatter ist die Sache wohl noch niemals abgegangen? Dohnt's sich auch?“

„Nein,“ antwortete Harries, „glatter ist mir noch nichts geglückt, und besser ist's mir noch nie belohnt worden.“

Witzschnell sprang er auf die Gestalt zu und streckte sie mit einem furchtbaren Schlage zu Boden. Dann fesselte er sie und schleppte sie in den Wagen. Willner hatte den Kutscher übernommen.

Am nächsten Morgen erlauten die guten ehrbaren Bürger von Eington nicht wenig, als der Postwagen wieder einfuhr und in demselben der Posthalter und zwei seiner besten Freunde gefesselt lagen, auf frischer Tat beim Postraub gefangen genommen.

Zwei Tage später wurden sie gelichtet.

Eine interessante Reminiscenz.

„Das Nachahmen der Lebenssitten anderer Nationen“, schreibt im Jahre 1840 Moritz von Paade, Kammerherr des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha und Regierungsrat, „das Bestreben, aus seiner Nationalität herauszutreten, die Erniedrigung, unter welcher sich die Einzelnen einer fremden Nation anschließen, die Unsitte, alles, was weit herkommt, hochzuschätzen — diese Untugenden bilden leider die schwache und höchst tadelnswerte Seite des deutschen Volkes. Den anderen Nationen ist diese Schwäche der Deutschen sehr wohl bekannt. Schlau benutzen sie solche bei Gelegenheit zu ihrem Vortheil und nehmen dabei eine Protektionsmiene an, die oft in Impertinenz ausartet.“

Dieses Ueberheben ist jedoch nicht eine Folge von der wahren Ueberzeugung des eigenen, inneren Wertes. Die Gebiegenheit des deutschen Charakters ist allgemein bekannt und deutsche Ehrlichkeit sprichwörtlich geworden. Immer noch treten die Individuen anderer Nationen vorzugsweise gern mit Deutschen in Geschäftsverbindung und schenken ihnen in der Regel mehr Vertrauen als den eigenen Landsleuten.

Dieses sind Tatsachen, die niemand abstreiten wird. Um so unbegreiflicher erscheint das Betragen meiner Landsleute gegen die Fremden, welches viele für übertriebene Bescheidenheit ausgeben möchten, dessen wahre Bezeichnung aber Mangel an richtiger Selbsteinschätzung und an lebendigem Nationalgefühl ist.

Wir dürfen uns wohl der Hoffnung hingeben, daß die ehrenvolle Stellung, die der Deutsche unter den anderen Nationen einnimmt, künftighin auch ihm die Ueberzeugung begründen wird, daß er seiner Handlungsweise im Ausland die notwendige Würde zugesellen muß. Aber nur langsam und bedächtig schreiten wir vorwärts, es wird daher noch

...wunderbar in der Umgebung, wo der Deutsche seine blühende
Stillesart anber. Bei mir und meinen Reisegefährten fand
schon fest — Dank sei es unserer unbegrenzten Vaterlands-
Liebe — die alte Regel ihre Ausnahmen. Stolz darauf,
der deutschen Nation anzugehören, sprachen wir diese unsere
Gesinnungen auch bei jeder Gelegenheit unumwunden aus.
Man hielt uns in Frankreich sowohl als in Algier für
Engländer, Polen oder Schweden, zuweilen auch für Russen;
wurde nun eine Vermutung über ein vermeintliches Vater-
land gegen mich ausgesprochen, was bei der angeborenen
Neugierde der Franzosen sehr häufig vorkam, so erfolgte
jedesmal die Antwort: nein, mein Herr, ich habe die
Ehre, ein Deutscher zu sein. Bemerkte ich bei den Franzosen,
mit welchen ich in Berührung kam, eine gewisse Annäherung
in ihrem Betragen, welche, wenn auch nur mit Worten so
viel sagen wollte als: „ich gehöre der großen Nation an,“
so machte ich mir oft das köstliche Vergnügen, mich ganz
unerfahren mit den französischen Gebräuchen und Lebensein-
richtungen zu stellen, im gutmütigsten Tone von der Welt
nach dieser oder jener Sache zu fragen, mit dem Zusatz:
„Haben Sie diese Einrichtung in Frankreich auch?“ Wenn
mir nun hierauf erwidert wurde, daß man eine solche Sache
allerdings in Frankreich kenne, pflegte ich jedesmal ganz
bescheiden, aber mit dem Ausdruck der größten Bewunderung
hinzuzusetzen: „So, ich dachte, dergleichen wäre nur
bei uns in Deutschland anzutreffen.“ Hatte eine solche Un-
terhaltung eine Zeitlang gedauert, so konnten meine Gegner
ihren Ärger fast nicht mehr unterdrücken und oft bekann-
ten sie mir: „ich wäre der erste Deutsche, der eine so ge-
waltige Meinung von seinem Vaterland ausgesprochen habe.“

Als Bestätigung des Gesagten und als Beweis, wie
Zeit und Umstände die Gesinnungen eines Menschen zu
ändern vermögen, möge die Erzählung eines Ausfluges dienen,
welchen ich mit einem sogenannten Deutschfranzosen in Al-
gier gehabt hatte. Als ich einst mit meinen Reisegefährten
und Herrn Holzhalb, einem baselst anässigen Kaufmann,
im Café Phönix mich eingefunden hatte, zeigte uns letz-
terer einen Herrn seiner Bekanntschaft, der in einiger Ent-
fernung von uns allein an einem Tisch Platz genommen
hatte, mit dem Zusatz, er sei ein Deutscher, der sich schäme
dafür zu gelten und bei jeder Gelegenheit sein Vaterland ver-
leugne. Auf meinen Wunsch stellte mich Herr Holzhalb dem-
selben als einen Landsmann vor. Ohne eine Anrede von
seiner Seite abzuwarten, sagte ich ihm sogleich mit ernster
Betonung und erhöhter Stimme: „Also Sie haben auch die
Ehre, ein Deutscher zu sein!“ worauf er mir sehr ver-
legen mit „Oui Monsieur“ antwortete. Dieser Mensch er-
schien mir in seiner Erbärmlichkeit zugleich so lächerlich,
daß ich meine Reisegefährten herbeirief und ihnen ungefähr
in dem Tone, in welchem unsere herumziehenden Menagerie-
besitzer die Namen und Eigenschaften der wilden Tiere er-
klärten, sagte: „Hier, meine Herren, belieben Sie eine große
Merkwürdigkeit zu schauen, ein geborener Deutscher, der seine
Muttersprache vergessen hat. Haben Sie die Güte, ihn in
Ihrer Sprache anzureden, er wird Ihnen in derselben nicht
antworten können.“ — Unser Deutsch-Franzose schien jedoch
keine Lust zu haben, uns eine Probe zu geben, er verließ eilig
das Kaffeehaus. — Ein Hohngelächter war seine Begleitung.



Englische Wett- und Spielwut. Ein englischer Schrift-
steller, Seebohm Rowntree, hat an überraschenden Beispielen
gezeigt, wie schnell sich die Gewohnheit des Spielens in
allen Klassen der englischen Bevölkerung verbreitet hat. In
einem Zeitraum von 5½ Jahren sind 80 Fälle von Selbst-
mord, 321 Unterschlagungen und 191 Konkurse in den Ge-
richtsprotokollen festgestellt, die auf gewerbmäßiges Wetten
zurückzuführen sind. Der Verfasser schätzt, daß eine Summe
von 100 Millionen M. jährlich in die Hände der Buchmacher

fließt. Dieser soziale Krebs hat jung und alt, Männer
wie Frauen ergriffen. Eine Dame, die sich in einem armen
Stadtteil Londons dem Wohl der Jugend widmet, erklärte,
daß ihr das Trinken bei den jungen Leuten fast gar keine
Schwierigkeiten macht; aber gegen das Wetten kann sie sich
kaum ernstlich wenden, da sie sonst befürchten muß, ihre
Schützlinge zu verlieren. Während der Rennsaison in Frank-
reich erhielt ein Bursche von dort tatsächlich telegraphische
Berichte. Lebhaftige Klagen werden auch über das Wetten
und Spielen unter den Frauen geführt. Besonders das
Bridge spielen mit sehr hohen Einsätzen ist unter den Damen
der Gesellschaft etwas ganz Gewöhnliches. Es wird eine
authentische Geschichte von einer jung verheirateten Dame
erzählt, die von einer alten Freundin zu einer Hausgesell-
schaft eingeladen war. „Es wird Bridge gespielt, und ob-
gleich sie es ein wenig kennt, entschuldigt sie sich, daß sie
nicht gut spielen kann. Man erwidert ihr aber, daß jeder
spielen müsse; sie würde auch gut genug spielen können.
Sie hegt den Verdacht, daß nicht nur um Geld gespielt
wird, sondern um ziemlich hohe Summen. Man versichert
ihr, dies käme gar nicht in Betracht. Am Schluß des Abends
entdeckt sie, daß sie 700 M. verloren hat.“ Auch bei den
Frauen der Arbeiterklassen nimmt das Wetten in der letzten
Zeit überhand. Der Missionar des Polizeigerichts in New-
castle-on-Tyne stellt fest, „daß die Frauen sehr viel spielen
und wetten. Ich habe Frauen gekannt, die von den Füßen
ihrer Kinder fort Schuhe und Strümpfe verlaufen, um auf
ihre Lieblingspferde setzen zu können.“ Ein Erdarbeiter lebte
glücklich und ohne Schulden, bis er plötzlich entdeckte, daß
seine Frau 1400 M. Schulden gemacht hatte. Als er die
Sache dann weiter untersuchte, fand er, daß sie die gekauften
Waren verfehlt hatte, um ihre Schulden beim Buchmacher
zu bezahlen.



Einen altsemitischen Tempel auf Sinai entdeckte bei
einer seiner letzten Reisen der bekannte Archäologe Prof.
Hinders Petrie. Der wunderbar gut erhaltene Bau befindet
sich nach seiner Darstellung etwa 60 Kilom. nördlich vom
Sinai. Er sei offenbar älter als der Islam und der voll-
kommenste bisher bekannte semitische Tempel. Die Erhaltung
sei so vorzüglich, daß sogar die Beden für die Abwaschungen
intakt seien. Es wäre klar, daß die Erbauer dieses Tempels
mit den Einzelheiten des Salomonischen Tempels in Jerusa-
lem gut vertraut gewesen seien; denn der habe hier als
Vorbild gedient. Weiterhin habe Petrie wertvolle Spuren
der alten ägyptischen Herrschaft in der Nähe der alten Minen
der Halbinsel gefunden. Es hätte jedenfalls die Sitte ge-
herrscht, von dem Könige, der die Minen bearbeiten ließ,
dort ein Bildnis herzustellen, und eines dieser Bildnisse
stelle einen Pharao mit unzweifelhaft „sudanischen“ Gesichts-
zügen dar. Der Ursprung der Dynastie, zu der er gehörte,
habe bisher zu den großen Geheimnissen der Ägyptologie
gehört; nach dem Funde Petries zu urteilen, sei er äthiopisch
gewesen.

Humor.

Kinnliche Logik.

Mutter: „Nieschen, morgen ist Großmama's achtzigster
Geburtstag, da wirst Du ihr recht schön gratulieren. Weißt
Du auch, was Du sagen wirst?“

Das kleine Nieschen: (schweigt).

Mutter: „Liebe Großmama, ich wünsche Dir viel Glück
und möge der Himmel Dich noch recht alt werden lassen.“

Das kleine Nieschen: „Aber Großmama ist ja schon
so alt, da will ich den lieben Gott doch bitten, daß er sie
wieder jung werden läßt.“